

Der schöne Benicelli

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 34

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der schöne Benicelli

Novelle von St. Dzikowski — Deutsch von Leo Koszella

(Nachdruck verboten)

Nach dem Abendessen begab sich die ganze Gesellschaft in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Hier wartete die gesättigte Stimmung, die von einem bequemlich-heimlichen Raume ausgeht. Alle vier Wände waren der Länge und Breite nach, vom Fußboden bis zur Decke, mit offenen Etageren ausgefüllt, in denen, auf den Rücken von Büchern, die zu meist in dunkelrotes Leder gebunden waren, goldene Titel leuchteten. Gewaltige Klubsessel gaben dem weichen, träge machenden Druck gesättigter Menschen nach, deren vom Alkohol leicht gehobene Stimmung nach interessanter Unterhaltung drängte. Auf kleinen Tischen stand schwarzer Kaffee, Likör und Zucker und daneben bastumwundene Flaschen mit importiertem Chianti vecchio, den vor allem jene Herren wählten, die ihm vom ersten Anfeuchten der Lippen an treu geblieben waren.

Die Unterhaltung war anfangs etwas schüchtern, als suchte man ein passendes Thema, das alle fesseln sollte. Von Zeit zu Zeit belebte eine witzige Bemerkung, eine treffende Formulierung, eine zweideutige Phrase den abgründlichen Blick weiblicher Augen, die sprechende Bewegung entblößter Schultern, das aufreizende Dehnen des ganzen biegsamen Leibes. Man schaute aufeinander in wechselseitigen Pausen, und ein über das andere Mal flatterte ein verständnisvoller Blick hin und her, wie ein Schmetterling im rubinroten Licht der leicht verhallten Lampen.

Schließlich blieb die zerstreute Unterhaltung entgegen dem allgemeinen gesellschaftlichen Bräuchen längere Zeit auf einem Thema stehen. Jeder war, als ginge es um die Aufdeckung irgendeines Gesetzes oder einer verbindlichen Regel, darauf aus, eine neue Einzelheit beizubringen, die flüchtigen Behauptungen mit einem beobachteten Beispiel oder einem unmittelbaren Erlebnis zu beweisen.

Man sprach von dem tragikomischen Dämmerzustand einer gewissen Menschengattung, die der Weltkrieg wegfegte. Man erzählte von jenen, die an einem einzigen Tage Riesenvermögen verloren hatten, machtvolle Stellungen und Einflüsse ersten Ranges. Es betraf dies sowohl die Geburts- wie die Finanzaristokratie. Man fügte unerhört aufregende Tatsachen aus dem Leben russischer Magnaten und Aristokraten in Berlin, Paris, Warschau, Konstantinopel und Nordamerika hinzu. Jemand hob trefend hervor, welch furchtbar, grotesken Eindruck diese Leute oft hervorriefen, sobald sie sich der uralten Kennzeichen des Proletariats in völliger Unkenntnis zu bedienen beginnen. Dann scheint es ihnen, als hätten sie irgendeine unerhörte Entdeckung gemacht. Ferner erzählte man eine Reihe unterhaltender Anekdoten, die in den Kreisen des jetzt durch den Krieg degradierten Schild- und Wappenadels Oesterreichs und Ungarns spielten. Man sprach von der Not der zeitgenössischen Aristokratie, wo soviel bekannte Namen ein Unterkommen lediglich in mehr oder minder untergeordneten Stellungen finden konnten. Jemand erinnerte sich, daß er eines Abends im Karneval eine seltsame Entdeckung gemacht hatte. In den Räumen einer jener fremden Gesandtschaften sah er einige Herren, die unsagbar kostbar gekleidet waren, die Brust mit Orden bedeckt, die aber bescheidene Stärkung zu sich nahmen, bestehend aus Tee, einem Stückchen Brot und etlichen Eiern. Es stellte sich heraus, daß diese Herren kurz darauf auf einem erstklassigen Balle ihr mächtiges Reich präsentieren sollten; da aber keiner von ihnen über Geld für ein Abendbrot verfügte, so mußte man den Hunger vorher wenigstens teilweise befriedigen.

Die mannigfaltigen Parabeln, Bemerkungen, mehr oder minder treffenden Formulierungen unterbrach plötzlich jemand, der das Wort bisher noch nicht ergriffen hatte. Unwillkürlich drehten sich alle nach ihm um. Es war ein bereits älterer Herr, dessen Haare ein Silbergrau schmückte, mit charakteristischem Gesichtsschnitt und dunklen Augen, umgeben von schwarzen Brauen und Wimpern.

«All das, was ich jetzt hörte», sprach er mit ruhiger, jedoch markanter Stimme, «überzeugt mich nicht, daß wir es mit etwas ganz Neuem, bis jetzt Unbekanntem zu tun haben.»

Er hob sein mit rubinrotem Wein gefülltes Glas in die Höhe und rief mit geradezu befreiendem Lächeln:

«Der Wein, den wir trinken, möge uns daran erinnern, daß die italienische Aristokratie schon lange vor dem Kriege das alles erlebte und offenbarte, was die Welt nach dem Kriege in anderen Ländern erblickte. Das hat noch Casanova in seinen Memoiren beschrieben, Hippolyt Taine hat in seiner „Reise durch Italien“ daran erinnert, und viele andere Schriftsteller beschäftigten sich mit dem gleichen Thema. Ich wiederum, für den Italien einmal die zweite Heimat bedeutete, sah mit meinen Augen viele, nicht minder seltsame und vergnügliche Situationen. Ich könnte manche von ihnen wiedergeben. Ich entsinne mich, wie ich das erstmal auf Sizilien weilte und damals mit großem Erstaunen erfuhr, daß der dortige Adel, in dessen Adern das stolze Blut der Erde fließt, da es vermischt ist mit italienisch-spanischem und mauretanischem, gewisse merkwürdige Sitten und Gebräuche besitzt. So gehört es sich, gemäß ihren Anschauungen, nicht für eine Frau aus gutem Hause, zu Fuß spazieren zu gehen. Sie sind aber zu arm, um für den eigenen Bedarf Wagen und ein Paar Pferde zu besitzen. Daher treten für diesen Repräsentationszweck einige Familien zusammen, deren jede aber eigene Türchen mit dem Familienwappen besitzt. Jeden Tag fährt ein anderer in dem gleichen Gefährt mit den gleichen Pferden — aber mit ausgewechselten Türchen. Ich könnte noch manche ähnliche Beispiele nennen, aber überaus typisch ist die Geschichte meines Freundes, der eine der höchsten aristokratischen Familien in Rom repräsentiert. Und wenn die Herrschaften Lust haben, bin ich gern bereit, sie noch einmal zu wiederholen.»

Aufgemunter durch die Äußerungen einer allgemeinen Neugierde begann er die Erzählung:

«Es war in den schönen Vorkriegszeiten, damals, als ich etliche große Besitztümer in der Ukraine besaß und gerade ein halbes Jahr im geliebten Italien verbrachte. Zum erstenmal traf ich Benicelli in Rom. Damals wohnte ich im Grand Hôtel de Russie et Iles Britanniques in der Via Babuino. Nach einem Spaziergang auf dem Monte Pincio, wo man bei den Klängen der Musik mitten unter den Palmen und Pinien schöne Frauen betrachtet, nachlässig hingebreitet in Kutschen, vor die feurige Rosse gespannt sind, nahmen wir die Hauptmahlzeit im Hotel ein und dann verbrachten wir einen Teil des Abends in dem prachtvollen Jardin d'hiver, der ganz aus Glas erbaut und ausgeschmückt ist mit exotischen Gewächsen und regenbogenfarbenen Fontänen. Dort traf sich eine internationale Gesellschaft, wobei meist die Zahl schöner Frauen überwiegt, die in allen Zentren Europas Heilmittel für die unheilbare Langeweile suchten. Die Gesellschaft, die sich hier versammelte, war wenigstens nach außen hin auserlesen. Ausnahmslos Fräcke und dekolletierte Kleider! Von Zeit zu Zeit fanden sich hier auch junge italienische Gentlemen ein, denen es schien, als kämen sie auf einen Markt, auf dem sie ihre Schönheit zu repräsentieren hätten. Und in der Tat, diese Jungens waren schön. Aber der schönste von allen war Benicelli. Als ich ihn das erstmal erblickte, konnte ich die entzückten Augen nicht von ihm losreißen. Er schien für den Frack geboren zu sein, der die Tadellosigkeit der Formen unterstrich. Die Augen flossen gleichsam in fremdem Schein, die Gesichtsfarbe war matt, die Lippen purpurn, Schnurrbart und Haare schwarz wie ein Rabenflügel, die Gesichtszüge schienen die Vorzüge aller Rassen von den ältesten Zeiten an in sich zu vereinen. Da ich mich in Gesellschaft der Gattin des russischen Gesandten, der

Fürstin Barclay, befand, die ganz Rom kannte, so stellte sich Benicelli recht bald an unserem Tisch ein. Er war sehr einsilbig, immerfort gedankenverloren, was ihm aber einen stärkeren Zauber verlieh. Von da an trafen wir uns sehr oft. Schließlich begannen wir nur zu zweit Platz zu nehmen. Benicelli trank stets eine Flasche Vermouth auf meine Rechnung. Als er weniger reserviert zu werden begann, erkannte ich plötzlich seine unglaubliche Naivität. Er muß ein Vogelhirn besessen haben, aber hierin verbarg sich etwas seltsam Entwaffnendes, und das war die dankbarste der Dummheiten, die ich je im Leben sah... Zudem sprach er ein sehr komisches Französisch, je sprach er wie es aus und wie es ist. Den Akzent stellte er stets auf die falsche Stelle und mischte unter die französischen Worte eine Menge italienischer, was zusammengenommen einen unerhört komischen Effekt hervorrief. Als ich bereits sein Vertrauen genoß, sprach er einmal so zu mir:

«Die Italiener sind bekanntlich sehr intelligent. Ich bin Italiener, also bin ich intelligent. Ferner entstamme ich einer bedeutenden Patrizierfamilie. Einige unter den Geschichtsschreibern behaupten, daß unsere Familie bereits 200 Jahre vor Christus existierte, andere wiederum führen sie bis in das erste vorchristliche Jahrhundert zurück. Nehmen wir an, daß die Ersteren sich irren und die Zweiten Recht haben. Sie müssen aber zugeben, daß eine 2000jährige Familie keine tüble Sache ist. Wir besitzen einen schönen Palast auf dem Corso und eine prachtvolle Gemäldegalerie. Aber was nützt das alles, nach Amerika darf nichts verkauft werden, und in Italien gibt es so viel davon, daß es niemand kaufen will. Wir besitzen jetzt keinen Groschen und zu Mittag essen wir Salat.» Er erzählte dies mit sehr melancholischer Stimme und fiel wie niedergedrückt von der Trauer ins Schweigen zurück, den Blick bewegungslos vor sich hin gerichtet. Nach einer Weile belebte er sich aber und begann von neuem:

«Ich möchte ein Leben auf großem Fuß führen, aber solch ein Leben kostet in Rom mindestens 20 000 Lire jährlich...»

Armer Teufel, dachte ich damals bei mir, wenn ich Lust hätte, könnte ich mit Leichtigkeit zehn solche wie du auf großem Fuß erhalten. Kein Wunder, ich hatte damals 100 000 Rubel jährliches Einkommen.

Indessen fuhr Benicelli fort:

«Hätte man dies Geld, könnte man sich ein Paar prachtvolle Pferde kaufen und jeden Tag nach dem Monte Pincio fahren. Man hätte eine Loge für sich in der Oper und eine schön gekleidete Dienerschaft. Letzten Endes würde ich mich mit einem komfortablen Leben auf mittlerer Skala zufriedengeben, das kostet nur die Hälfte, das sind 10 000 Lire jährlich. In solchem Falle hätte ich ein kleines, aber nettes Appartement, und es würde sogar auf ein sogenanntes neapolitanisches Pferdchen reichen, das so schnell im „corricolo“ läuft. Ich hätte auch Geld zum schwarzen Kaffee bei Arragna am Corso. Für die Oper würde es schon nicht reichen, schlimm, aber man darf nicht zu viel verlangen.»

«Und was gedenken Sie zu beginnen?» fragte ich.

Benicelli lächelte triumphierend.

«Die Italiener sind arm, aber die Italiener sind intelligent. Ich habe mir einen „Trick“ ausgedacht, um dieses Geld zu bekommen, einen sehr schlauen „Trick“. Zunächst beschloß ich zu heiraten, entweder mit einer großen oder einer kleinen Mitgift.»

Er richtete die bezaubernden, strahlenden Pupillen auf mich und fragte nachdrücklich:

«Nicht wahr, wie klug das ist?»

Ich konnte ein Lächeln nicht fernhalten. Benicelli sah dies und nahm es für eine Anerkennung seines Einfalls, denn schnell fügte er hinzu:

«Die Italiener sind arm und haben keine Mitgift. So mußte ich also einen zweiten „Trick“ ausdenken. Ich beschloß nämlich, eine Ausländerin zu heiraten.»

«Und wie wollen Sie das anfangen?» rief ich bereits amüsiert

«O, ich mache das sehr schlaun,» entgegnete Benicelli. «Wenn die Musik um 5 Uhr auf dem Monte Pincio spielt, drehe ich mich immerfort rund um den „rond-point“, von woaus sich ein so herrlicher Blick auf Rom weitet. Und wenn die Sonne schon untergehen will, stehe ich dort und starre ohne Unterbrechung hin. Sobald sich aber eine Ausländerin zeigt, verneige ich mich und sage „Guten Abend, Gnädigste“. Antwortet sie mir nicht, verneige ich mich wiederum, und wenn sie wieder sagt: „cochon“, dann sehe ich, daß ich da nichts mehr zu tun habe, und trete ab. Andernfalls verneige ich mich zum dritten Male, trete näher und sage, mit dem Hut in der Hand:

«Gnädigste bewundern den herrlichsten Blick der Welt. Rechts liegt die Passagiata Margarita, links Santa Maria Maggiore. Gibt es etwas Wundervolleres auf der Welt?»

Nach einer Weile frage ich wiederum:

«Gnädigste, kennen Sie die Wasseruhr?»

Er begann zu lachen, faßte mich vertraulich an der Schulter und fügte mit erklärendem Tone hinzu:

«Wissen Sie, diese Wasseruhr, das ist so eine kleine Schweinerei, auf dem Pincio, wenn man zur Villa Borghese geht. Niemand kennt sie, also kennen sie auch Sie nicht. Das ist auch mein „Trick“. Die Ausländerinnen, die nach Rom kommen, wollen alles sehen, deshalb fragen sie gleich: Was hat es damit für eine Bewandnis?»

«Das ist das achte Weltwunder,» antwortete ich, «wünschen Sie, daß ich es Ihnen zeige?»

Sie will; also gehen wir die Wasseruhr betrachten. Unterwegs unterhalten wir uns. Vor allem erkunde ich den Namen. Nehmen wir an, sie heißt Margarete. Dann rufe ich:

«O mein Gott, ich hatte eine Verlobte namens Margarete, und sie war Ihnen ganz ähnlich, sie war ganz wie Sie. Und als sie starb, schwur ich, nur eine zu heiraten, die Margarete heißt und ihr ähnlich sei so wie Sie.»

Dann schlage ich einen Spaziergang zur Villa Borghese vor und von da an beginnen wir immer zusammen auszugehen und zu plaudern...

Lange erzählte er mir noch von seinen vortrefflichen «Tricks»; daraufhin sahen wir uns eine Reihe von Tagen nicht. Benicelli erschien nicht auf der Bildfläche.

Anscheinend — dachte ich — ist er so stark im Banne einer Frau, wie kann man's wissen. Vielleicht haben sich seine Träume schon verwirklicht und in nicht allzulanger Zeit wird er auf dem Hochzeitsteppich stehen mit einer großen oder einer kleinen Mitgift. Vielleicht werde ich ihm eines Tages auf dem Monte Pincio in der Kutsche begegnen.

Eines Abends gesellte sich Benicelli wiederum zu meinem Tischchen. Er war sehr niedergedrückt, anfangs sprach er nichts, befahl nur, eine Flasche Ver-

mouth zu bringen und trank ein Glas nach dem anderen in dumpfem Schweigen.

«Was ist Ihnen geschehen?» fragte ich schließlich.

Mit einer Geste der Verzweiflung stieß er endlich hervor:

«Ach, diese Weiber, diese Weiber, wie sind sie doch zu Zeiten nichtswürdig.»

«Setzen Sie Ihnen zu?»

Benicelli setzte sich zu mir hin und begann schnell, ja hitzig zu reden:

«Stellen Sie sich vor, was mir begegnet ist. In der letzten Zeit arbeitete ich mit einer Französin. Alles ging wie am Schnürchen. Meine «Tricks» funktionierten vorzüglich, und vor allem erfuhr ich, daß sie sehr reich ist. O, man hätte auf großem Fuße leben, zwei Wagen, vier Pferde und zwei Logen in der Oper haben können. Ich erfuhr auch, daß sie eine geschiedene Frau ist — wir hätten heut oder morgen ohne jede Hindernisse heiraten können. Es schien, als würde alles nach Wunsch gehen. Wir gingen zusammen spazieren, schließlich lud sie mich zu sich zum Tee ein. Sie wohnte im Hotel Regina. Ich zog meinen besten Anzug an, und mit pochendem Herzen stellte ich mich zur angegebenen Stunde ein. Können Sie sich jedoch denken, welchen Vorschlag mir diese schamlose Frau machte. In der Tat, wer würde dies vermuten...»

«Nun, was denn?» fragte ich.

Benicelli hob die Hände in die Höhe und ließ sie mit geradezu tragischer Bewegung sinken.

Zu diesen Bildern:

Die pittoresken Sandpyramiden bei Evolena im Walliser Val d'Hérens.

Sie sind die Ueberreste einer mächtigen Moräne, die einst den obern Teil des Tales abriegelte

Phot. Ryffel

«Sie schlug mir vor, ihr Geliebter zu werden... Ach, das war furchtbar...»

«War sie denn sehr häßlich?»

«Aber nein, eine herrliche Frau.»



«Da hatten Sie doch keine Veranlassung zur Verzweiflung.»

«Ach, das war furchtbar, ich wollte doch in dieser Angelegenheit ganz solide handeln und heiraten.»

«Und wie verfuhrten Sie?»

«Als Gentleman durfte ich nicht abschlagen, aber es war das erste und das letzte Mal in meinem Leben, mein Fuß wird jenen Raum nicht mehr betreten.»

... Der arme Benicelli schien sich jedoch irgendwie getröstet zu haben, denn schon einige Zeit später erzählte er mir:

«Jetzt arbeite ich mit einer Amerikanerin. Eins quält mich lediglich, daß ich nichts Bestimmtes von ihr weiß. Das ist nicht so einfach, wie es ausschaut. Hier erzählen sie Gott weiß was, erklären Milliardärstöchter zu sein, und oft verkaufen sie in Amerika Handschuhe und haben auch nicht einen Groschen. Man kann hineinfallen und nicht einmal eine mittlere Mitgift bekommen. Aber ich arbeite mit ihr, es ist wie eine Spitzenarbeit. Gestern waren wir beim Mondschein im Colosseum. Ich sang: ich möchte eine Amerikanerin heiraten, und sie sang: ich möchte einen Italiener zum Manne. Nicht wahr, das ist sehr subtil und phantasievoll?»

Leider blieb Benicelli während meines Aufenthaltes in Rom ohne Erfolg. Als ich heimfuhr, begleitete er mich auf den Bahnhof. Schweigend bohrten sich seine schönen Augen immerwährend in mich. Es tat mir leid, sehr leid. Schließlich ergriff er, wenige Minuten bevor sich der Zug in Bewegung setzte, meine Hand und begann mit würgender, fiebernder Stimme zu flüstern:

«Sie fahren in Ihre Heimat, vergessen Sie mich nicht. Vielleicht finden Sie dort ein schönes, reiches Mädchen, die den Repräsentanten einer bedeutenden römischen Patrizierfamilie heiraten möchte. Sagen Sie ihr, daß man den Benicellis zum Unterschreiben des Heiratsvertrages auf dem Magistrat eine goldene Feder reicht. Nicht wahr, das ist doch nicht wenig? Sollte sich solch eine Frau finden, dann telegraphieren Sie bitte, auf der Stelle fahre ich hin. Wenn ich ihr gefalle, heiraten wir, andernfalls fahre ich ab, und sie erstattet mir die Reiseunkosten... nur zweiter Klasse...»

Leider hatte ich keine Zeit, um diese Sache ordentlich in die Hand zu nehmen. Der Krieg brach aus und es vergingen etliche Jahre. Benicelli ist sicher älter geworden. Vielleicht sitzt er jetzt in einem mittelmäßigen Café Roms und überdenkt seine «Tricks», die so vorzüglich waren, aber so wenig Anklang gefunden haben.

